



# Leseprobe

David Sedaris  
**Bitte lächeln!**

---

»Die Geschichtensammlung ist [...] das Zarteste, das Sedaris bisher veröffentlicht hat.« *Süddeutsche Zeitung*, Christian Zschke

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,00 €



---

Seiten: 288

Erscheinungstermin: 30. August 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Als Speisekarten noch aus Papier sind und die Entscheidung, eine Maske zu tragen oder nicht, nur an Halloween relevant ist, beschäftigt sich David Sedaris größtenteils mit den normalen Dingen des Alltags - er besucht mit seiner Schwester einen Schießstand, streift über schlammige serbische Flohmärkte und kauft Gummwürmer, um Ameisen zu füttern.

Doch dann kommen Pandemie und Lockdown: Er wandert stundenlang durch ein leergefegtes New York City, in der Nase nur seinen eigenen Atem, und macht sich Gedanken darüber, wie Sexarbeiterinnen und Akupunkteure wohl die Quarantäne überstehen. Als sich die Welt langsam in einer neuen Realität wiederfindet und er wieder auf Tour geht, entdeckt Sedaris ein gespaltenes Amerika, dessen unterschiedliche Lager sich in Graffitis verewigen: Eat the Rich. Trump 2024. Black Lives Matter.



### Autor

## David Sedaris

---

David Sedaris, geboren 1956 in Johnson City, New York, aufgewachsen in Raleigh, North Carolina, lebt in England. Er schreibt u. a. für den New Yorker und BBC Radio 4. Mit seinen Büchern *Naked*, *Fuselfieber*, *Ich ein Tag sprechen hübsch* und *Schöner wird's nicht* wurde er zum Bestsellerautor. Zuletzt erschienen im Blessing Verlag *Das Leben ist kein Streichelzoo. Fiese Fabeln* (2011), *Sprechen wir über Eulen - und Diabetes* (2013) und *Calypso* (2018) sowie seine

*DAVID SEDARIS*

**BITTE  
LÄCHELN!**

***DAVID SEDARIS***

**BITTE  
LÄCHELN!**

Aus dem Amerikanischen  
von  
Georg Deggerich

Blessing

*Für Ted Woestendiek*

*Verbanne alles. Reinige alles. Vernichte alles Niederträchtige. Alles, was schlecht war oder ist, zerstöre es. Vor allem im Wald, wo du dein Leben als Baum lebst und deine Axt schwingst.*

Sigmond C. Monster

## INHALT

Active Shooter	11
Väterchen Zeit	25
Blauer Fleck	41
Eine Rede vor Hochschulabsolventen	55
Hurrikansaison	65
Schwadronin	85
Aufgeknöpft	99
Themen und Variationen	119
Liebesgrüße nach Serbien	139
Das Vakuum	157
Perlen	173
Frischer Schellfisch	183
Happy-Go-Lucky	199
Ein besserer Ort	215
Lady Marmalade	219
Bitte lächeln!	237
Katzenpfötchen	253
Lucky-Go-Happy	269

## Active Shooter

**E**s war Frühling, und meine Schwester Lisa und ich waren in ihrem winzigen Wagen unterwegs vom Flughafen in Greensboro, North Carolina, zu ihrem Haus in Winston-Salem. Ich hatte früh rausgemusst, um meinen Flug von Raleigh zu erwischen, aber sie war noch eine Stunde vor mir aufgestanden. »Ich mag es, um Punkt fünf Uhr früh bei Starbucks zu sein, wenn sie aufmachen«, sagte sie. »Übrigens bin ich dort vor einigen Monaten einer Dame mit einem Äffchen begegnet. Ich weiß nicht, was für eine Rasse es war, aber es war klein – nicht viel größer als eine Puppe –, und es trug ein pinkfarbenes Rüschenkleid. Einfach skandalös. Ich wollte zu der Frau hingehen und sie fragen: ›Was wollen Sie mit diesem Ding da machen, wenn Sie kein Interesse mehr daran haben?‹«

Wie viele Haustierbesitzer, die ich kenne, ist Lisa überzeugt, dass sich niemand so gut um ein Haustier zu kümmern weiß wie sie. »Schau bloß, wie der Kerl seinen Irish Setter an der Leine zerrt«, sagt sie und zeigt auf einen Mann, der einfach nur seinen Hund spazieren führt. Oder, falls der Hund *nicht* angeleint ist: »Der Beagle wird gleich von einem Auto angefahren, aber seinem Besitzer ist das offensichtlich

egal.« Kein Cockerspaniel hat alle notwendigen Impfungen. Kein Vogel wird richtig gefüttert oder bekommt die Krallen anständig getrimmt.

»Wieso glaubst du, die Frau könnte das Interesse an ihrem Äffchen verlieren?«

Lisa sah mich mit einem Blick an, der bedeutete: *Ein Äffchen – natürlich wird sie das Interesse daran verlieren*, und sagte: »Ein Äffchen – natürlich wird sie das Interesse daran verlieren.«

Genau in dem Moment kamen wir an einer Werbetafel für einen Schießstand namens ProShots vorbei.

»Ich denke, da sollten wir hinfahren und ein Schießtraining machen«, sagte Lisa.

Und so fuhren wir am kommenden Nachmittag zum vereinbarten Termin um drei Uhr hin. Ich hatte angenommen, ein Schießstand wäre im Freien, aber tatsächlich befand er sich in einem Einkaufszentrum, neben einem Laden für Traktorzubehör. Drinnen gab es Glasvitrinen voller Waffen und eine Wand mit Handtaschen, in denen eine Frau einen zierlichen Revolver verstecken kann. Von dieser Marktnische hatte ich nichts gewusst, bis ich später bei Lisa im Internet Websites fand, auf denen Westen, T-Shirts, Jacken und alles Mögliche andere angeboten wurde, um darin Waffen zu verstecken. Eine Firma verkauft Boxershorts, die hinten ein Halfter haben und die sie »Compression Concealment Shorts« nennen, wobei mir der Ausdruck »Gunderpants« passender erscheint.

Lisa und mir gefiel es, uns im Laden umzusehen. ROSSI R352 – \$349,77 stand auf einem Schild neben einer Pistole. In einem Geschäft für Bürobedarf hätte ich mich zu den Preisen

äußern können, aber bei Waffen habe ich nicht die leiseste Ahnung. Genauso wenig wie bei den Preisen für Pinguine oder Melkmaschinen. Meine Erfahrung mit Waffen beschränkte sich auf Luftpistolen. Lisa hatte überhaupt keine Erfahrung, sodass wir vor Betreten der Schießanlage eine dreiviertelstündige Einweisung in den sicheren Umgang mit Waffen durch einen pensionierten Polizeioffizier aus Winston-Salem namens Lonnie bekamen, der Teilhaber des Unternehmens ist und ein firmeneigenes T-Shirt trug. Der Mann war etwa Anfang fünfzig, und seine fahlen Augenbrauen und die fast unsichtbare Drahtgestellbrille wurden von einer Baseballkappe mit dem Logo der Söldnerfirma Blackwater beschattet. Man würde jemanden wie ihn nicht unbedingt zum Freund wählen, aber man hätte nichts dagegen, ihn als Nachbarn zu haben. »Ich habe deine Einfahrt vom Schnee frei geschaufelt, während du noch geschlafen hast«, würde er vielleicht sagen. »Ich hoffe, du hast nichts dagegen. Mir war nach etwas Bewegung.«

Im hinteren Teil des Ladens gab es einen Unterrichtsraum, und nachdem er uns nebeneinander an einen Tisch gesetzt hatte, nahm Lonnie auf einem Stuhl gegenüber Platz. »Das Erste, was ihr über Waffensicherheit wissen müsst, ist, dass die meisten Leute dumm sind. Ich meine nicht euch persönlich, sondern die Leute im Allgemeinen. Es gibt also ein paar Regeln zu beachten. Nummer eins: Geht immer davon aus, dass eine Waffe geladen ist.«

Lisa und ich wichen zurück, als er zwei Pistolen vor uns auf den Tisch legte. Eine war irgendeine Glock und die andere – die hübscher aussah – eine stupsnasige .38 Special.

»Und, sind die hier geladen?«, fragte er.

»Ich gehe davon aus«, antwortete Lisa.

»Gut aufgepasst«, sagte Lonnie.

Ich fand einmal eine Waffe, als ich in New York ein Apartment putzte. Sie befand sich unter dem Bett, wo normalerweise die Pornohefte liegen, eingewickelt in ein T-Shirt, und lag in meinem Schoß, bevor ich realisierte, was es war. Ich erstarrte, als handelte es sich um eine Bombe. Zuletzt schob ich sie vorsichtig an ihren Platz zurück, während ich überlegte, wie ihr Besitzer, dem ich nie begegnet war, wohl aussehen mochte.

Ich hatte mir immer vorgestellt, Typen mit Bart besäßen Waffen. Als ich mich umhörte, erfuhr ich allerdings, dass die *Väter* von bärtigen Typen Waffen besaßen. Die Trefferquote war verblüffend. Einmal traf ich einen Amerikaner asiatischer Herkunft mit einem äußerst dürftigen Bärtchen – nicht mehr als ein Dutzend wimpernlange Haare am Kinn –, und als ich mutmaßte, sein Vater habe wohl Munition, aber keine Waffe, entgegnete er: »Oh mein Gott. Woher wussten Sie das?«

Das war zu der Zeit, bevor Bärte wieder in Mode kamen und sich jeder einen stehen ließ. Heute denke ich, dass Typen mit Baseballkappe, auf deren Schirm eine Sonnenbrille thront, eine Waffe tragen, wenn – und das ist wichtig – die Gläser der Brille verspiegelt sind oder wie bei einem Tequila Sunrise von Orange in Gelb übergehen. Was Frauen angeht, habe ich nicht die geringste Ahnung.

Lonnie war inzwischen weitergegangen und zeigte uns, wie man eine Waffe in die Hand nimmt. Wie die meisten Leute, die mit Wasserpistolen und Gewehren mit Plastikpfeilen groß geworden waren, griffen wir automatisch nach

dem Abzug, ein Tabu im Großen Buch der Sicherheit. »Diese Pistolen geben keinen Schuss ab, wenn diese kleine Metallzunge nicht eingedrückt wird«, sagte Lonnie.

»Sie können nicht losgehen, wenn man sie fallen lässt?«, fragte ich.

»Ausgeschlossen«, erklärte er mir. »Fast nie. Na los, David, nimm die Glock in die Hand.«

Ich nahm all meinen Mut zusammen und folgte der Aufforderung.

»Gut gemacht!«

Als Lisa an der Reihe war, ging ihr Finger sofort zum Abzug.

»Durchgefallen«, sagte Lonnie zu ihr. »Okay, also, David, du nimmst jetzt die Achtunddreißiger, und, Lisa, du schnappst dir die Glock.«

Wir waren gerade bei Lektion zwei angelangt – richte deine Waffe niemals auf eine andere Person, es sei denn, du willst sie töten oder verletzen –, als Lisa erklärte, warum sie an dem Schießtraining teilnehme: »Angenommen, jemand versucht, auf mich zu schießen? Und zufällig lässt er die Waffe fallen? Dann will ich wissen, wie ich damit umzugehen habe.«

»Sehr gut, ein sehr vernünftiger Grund«, sagte Lonnie. »Ich sehe, du bist eine, die vorausdenkt.«

*Oh, hast du eine Ahnung*, dachte ich.

Unsere Sicherheitseinweisung dauerte etwas länger als vorgesehen, aber wir hatten immer noch zehn Minuten Zeit zum Schießen, was rückblickend mehr als genug war. Lisa stocksteif mit einer geladenen Glock in der Hand dastehen zu sehen, war für mich nicht weniger überraschend,

als stünde sie mit schwingendem Taktstock vor einem Orchester. Ihr erster Schuss traf das Ziel – die lebensgroße Silhouette eines Mannes – und verfehlte das Herz, das Zentrum der Zielscheibe, nur um wenige Zentimeter.

*Woher hat sie das?*, fragte ich mich.

»Braves Mädchen!«, sagte Lonnie. »Jetzt stell die Füße etwas weiter auseinander und versuche es noch einmal.«

Ihr zweiter Schuss war noch näher dran.

»Lisa, du bist ein Naturtalent«, sagte Lonnie. »Okay, Mike, jetzt du.«

Ich sah mich verwirrt um. »Verzeihung?«

Er gab mir die .38er. »Du bist doch zum Schießen hergekommen, oder?«

Ich nahm die Pistole, und von dem Moment bis zum Schluss war mein Name Mike, was mehr als bloß ein wenig entmutigend war. Nicht das gewohnte »Moment mal – *der* David Sedaris?« zu hören, das ich inzwischen bei einer Begegnung mit einem Fremden erwarte, war schlimm genug, aber musste ich ausgerechnet ein *Mike* sein? Ich dachte an das eine Mal, als eine Frau mich in einer Hotellobby ansprach. »Entschuldigen Sie«, sagte sie, »aber sind Sie wegen des Treffens des Lions Club hier?« Das ist der Mike unter den internationalen Organisationen.

Den Namen meiner Schwester vergaß Lonnie nicht – ganz im Gegenteil, er konnte ihn gar nicht oft genug sagen. »Guter Schuss, Lisa! Und jetzt schließ beim Schuss das linke Auge.« »Was meinst du, Lisa, willst du es einmal mit der Achtunddreißiger probieren?«

»Muss ich?«, fragte sie. Tatsächlich hatte sie – hatten wir beide – schon jetzt keine Lust mehr. Bei meinem letzten

Schuss dachte ich an ein Paar aus Odessa, Texas. Tom repariert Flugzeuge, deshalb leben er und Randy gleich am Flughafen, in einem Fertighaus neben dem Hangar, in dem er arbeitet. Eines späten Abends durchbrach ein großer, gestört wirkender Mann, der sich als ausgerissener Insasse einer psychiatrischen Anstalt herausstellte, mit einem Wagen den das Gelände umgebenden Maschendrahtzaun und klopfte an ihre Tür. »Ich weiß, dass meine Mutter da drin ist!«, rief er. »Ich weiß, dass du sie als Geisel hältst, du Mistkerl!«

Seine Vorwürfe waren absurd, aber er ließ sich nicht davon abbringen.

Tom und Randy drückten von innen gegen die Tür, doch als sie anfing, sich aus den Angeln zu lösen, schnappte Tom sich seine Pistole.

»Du hast eine *Waffe*?«, fragte ich überrascht, vermutlich, weil er schwul ist.

Tom nickte. »Ich schoss dorthin, wo ich seine Knie vermutete, aber er hatte sich in dem Augenblick gebückt, und die Kugel landete in seinem Hals.«

Dennoch wurde er nicht getötet. Wütend stieg der ausgebüxte Patient in seinen Wagen und durchbrach das massive Tor des Hangars. Anschließend krachte er durch dessen Rückwand aufs Rollfeld, wendete und fuhr in Toms und Randys Haus.

»Moment mal«, sagte ich. »Das ist ja wie im Kino, wenn der Schurke einfach nicht sterben will.«

»Ich weiß!«, stimmte Randy zu, der dem lokalen Kulturausschuss vorsteht. »Ich bin von uns beiden der Pazifist, habe nie eine Waffe in der Hand gehabt, aber jetzt fuhr dieser Verrückte an meiner Kommode vorbei, und ich brüllte: ›Töte ihn!‹«

Als Tom die Waffe hob, verlor der Mann aufgrund des Blutverlusts das Bewusstsein, und kurz darauf traf die Polizei ein. Mittlerweile hing die Tür nur noch an einem Faden und war voller Einschusslöcher, der Hangar war praktisch zerstört, und vor ihrem Bett stand ein gestohlener Wagen. *Genau deshalb*, dachte ich, *legen sich Leute Waffen zu*. Die Geschichte hätte gut als Werbung für die NRA getaugt.

*Wen würde ich gerne erschießen?*, fragte ich mich beim Blick auf den Pappkameraden vor mir und überlegte, ob es auch eine weibliche Version gab. Natürlich war es vollkommen gleich, wen ich mir als Opfer vorstellte. Mein Schuss ging so weit daneben, dass meine einzige Hoffnung war, mein Gegner würde sich totlachen.

Am Ende unseres Schießtrainings nahm Lonnie die Zielscheibe ab und schrieb Lisas Namen über das Einschussloch, das dem Herzen am nächsten lag. Über das am weitesten entfernte schrieb er »Mike«. Dann rollte er sie ein und gab sie uns zur Erinnerung mit. Beim Bezahlen sagte Lonnie, North Carolina habe ziemlich gute Gesetze. »Wir sind ein sehr waffenfreundlicher Staat«, sagte er.

Ich erzählte ihm, in England sei ein Mann ins Gefängnis gekommen, weil er auf einen Einbrecher in seinem Haus geschossen habe, woraufhin Lonnie die Kinnlade herunterfiel. Als hätte ich gerade gesagt, dort, wo ich herkomme, müssten die Leute von sechs Uhr morgens bis mittags auf allen vieren laufen. »Also, das ist einfach irre«, meinte er. Er wandte sich an den Typen neben ihm. »Hast du das gehört?« Dann drehte er sich wieder zu mir. »Ich sag dir, Mike, manchmal weiß ich nicht, was aus dieser Welt noch werden soll.«

Im Schaukasten unter der Theke lagen einige Aufkleber. Auf einem stand PROSHOTS: KURIERT WEICHEIER JEDER ART.

»Das stand früher auf ihren Werbeplakaten, bis einige Schwule sich beschwert haben«, erzählte Lisa beim Hinausgehen.

Ich bin nicht schnell beleidigt. Mir gefällt so manches an der Welt nicht. Vieles macht mich *wütend*, aber das Einzige, was ich wirklich nicht ausstehen kann und was mein Gefühl von Anstand verletzt, sind Cartoons, in denen Tiere Sonnenbrillen tragen und die ganze Zeit »Wahnsinn« sagen. Da ist bei mir die Grenze überschritten. Nicht, weil das fragliche Tier – irgendein Kaninchen oder Bär oder was auch immer – nicht respektiert wird, sondern weil es Kinder zum Mittelmaß erzieht. Schwule als »Weicheier« zu bezeichnen, ist meiner Meinung nach einfach nur ärmlich.

»Was sollte das mit deinen Gründen für ein Schießtraining?«, fragte ich Lisa, als wir über den Parkplatz zu ihrem Wagen liefen. »Wieso glaubst du, dein Angreifer würde seine Pistole fallen lassen?«

Sie schloss den Wagen auf und öffnete die Tür. »Ich weiß nicht. Vielleicht trägt er Handschuhe, und sie rutscht ihm aus der Hand?«

Als wir losfuhren, fragte ich mich, ob depressive Menschen jemals an einer Sicherheitsbelehrung teilnahmen und anschließend auf dem Schießstand die Waffe gegen sich selbst richteten. »Das wäre praktischer, als extra eine Glock oder Achtunddreißiger zu kaufen, und würde keine so große Schweinerei anrichten«, meinte ich. »Zumindest nicht in den eigenen vier Wänden. Und da man erst hinterher bezahlt,

würde es einen auch nichts kosten. Außer, natürlich, das Leben.«

Lisa dachte nach. »Ich habe immer gedacht, bevor ich Selbstmord begehe, würde ich zuerst Henry töten.« Sie meinte damit ihren Papagei, der spielend siebzig Jahre alt werden kann. »Versteh mich nicht falsch, ich liebe ihn über alles. Ich möchte nur nicht, dass er misshandelt wird, wenn ich nicht mehr bin.«

»Ich dachte, er kommt nach deinem Tod zu mir«, sagte ich.

Lisa setzte den Blinker. »Du würdest bald das Interesse an ihm verlieren.«

Kurz nach unserem Besuch auf dem Schießstand ereignete sich das Massaker von Sandy Hook. Zwei Monate später schickte uns ProShots per E-Mail einen Valentinsgruß, ein Foto von lauter Waffen, die ein Herz bildeten. Es waren Pistolen und halb automatische Gewehre darunter. Sogar ein paar Handgranaten. Ich las, dass die Waffenkäufe nach dem Massaker hochgingen, aus Furcht, Präsident Obama könnte den Zweiten Verfassungszusatz, das Recht auf Waffenbesitz, aufheben. Das Gleiche geschah, nachdem der Typ in Colorado in einem Kino um sich schoss und auch nach dem Massaker an der Emanuel African Methodist Episcopal Church in South Carolina.

Mir ist der Wunsch, eine Waffe zu besitzen, gänzlich fremd, besonders, wenn es sich um eine Waffe handelt, wie sie im Krieg verwendet wird. Ich weiß nicht, wieso, aber Schießen reizt mich einfach nicht. Ich habe es einmal mit Lisa ausprobiert und verspüre nicht das Bedürfnis, es noch einmal zu

wiederholen. Auf YouTube ballern die Leute in ihren Gärten auf Kegel und alte Toaster, aber ich kapier's einfach nicht. Mir ist nie in den Sinn gekommen, meine Nahrung selbst zu jagen und zu töten. Ich befürchte nicht, dass ein Krieg der Rassen bevorsteht und ich mich rechtzeitig bewaffnen muss. Auch mache ich mir keine Sorgen, ein entlaufener Psychopath könnte mitten in der Nacht meine Eingangstür einrennen. Solche Dinge passieren, aber ich würde mich lieber vorsorglich um einen Hinterausgang bemühen. An meinem jetzigen Wohnort, im Vereinigten Königreich, ist es schwer, an ein Gewehr zu kommen, und annähernd unmöglich, sich eine Handfeuerwaffe zu beschaffen. Dennoch fühlen sich die Briten frei. Liegt es daran, weil sie nicht wissen, was ihnen entgeht? Oder resultiert ihr Gefühl von Freiheit aus der fehlenden Angst, im Klassenzimmer, im Einkaufszentrum oder im Kino niedergeschossen zu werden?

Natürlich steigt die Zahl der Messerstechereien im Vereinigten Königreich sprunghaft an, aber mit einem Messer kann man nie mehr als ein paar Leute auf einmal töten. Außerdem gibt es keine Bewegung, die sich für Hieb- und Stichwaffen einsetzt wie in Amerika für den Besitz von Feuerwaffen. Ich habe noch keinen Auto-Aufkleber mit einem Schwert und der Aufschrift gesehen: HOL'S DIR ODER DENK NOCH MAL NACH. WEIL ICH ES NICHT TUE. Einige Tage nach Sandy Hook stieß ich im Netz auf eine Werbeanzeige für das Bushmaster, eine der von Adam Lanza benutzten Waffen. Unter der Abbildung des Sturmgewehrs stand der Satz: DEIN AUSWEIS ALS MANN.

Jeder Amoklauf an einer Schule ist anders und doch gleich. Wir sehen die Bilder in den Nachrichten, die schreienden Kinder, die Haufen von Blumen und Teddybären im Regen. Es gibt Berichte über den »Heilungsprozess« in der Gemeinde, und dann geht es weiter zum nächsten Massaker. Die Lösung liegt, nach Meinung der NRA, darin, mehr Menschen mit Waffen auszustatten. Als Präsident Trump im Anschluss an den Amoklauf in Parkland, Florida, vorschlug, Lehrer zu bewaffnen, rief ich Lisa an, die eher skeptisch klang. »Moment mal«, sagte sie. »Wo hast du das gelesen?«

Ich musste an ein Dinner vor einigen Jahren denken. Meine Schwester begleitete mich an einem Wochenende in Chicago und fragte meinen Freund Adam: »Kennst du eine Zeitung namens *The Onion*?«

»Selbstverständlich«, sagte er.

»Ich nicht, weißt du? Dann las ich einen Artikel, in dem behauptet wurde, amerikanische Schulen würden, um Geld zu sparen, das Präteritum streichen. Nachdem ich das gelesen hatte, rief ich meinen Mann an und sagte: ›Das schlägt dem Fass den Boden aus.‹ Ich war früher nämlich selbst Lehrerin, und so, wie gegenwärtig die Budgets zusammengestrichen werden, erschien mir das Ganze absolut möglich.«

»Wie will man durch die Abschaffung des Präteritums Geld sparen?«, fragte Adam.

»Keine Ahnung«, sagte Lisa. »Ich glaube, ich hab nicht genau drüber nachgedacht.«

Es ist vermutlich besser so, wenn eine derart leichtgläubige Person nicht mehr vor einer Klasse steht. Dennoch kann ich es ihr nicht verübeln, dass sie die Geschichte mit der Bewaffnung der Lehrer nicht glauben wollte. Wer hätte

gedacht, dass es zu guter Letzt ausgerechnet zu diesem Lösungsvorschlag kommen würde? Einige Tage später wurden in Schulen im Blue Mountain School District im Osten Pennsylvanias Eimer mit Flusskieseln in den Klassenräumen aufgestellt, mit denen die Kids mögliche Amokläufer bewerten sollten.

Ich denke, einige würden tatsächlich nach einem Stein greifen, aber würden die meisten nicht erstarren oder einfach zu weinen beginnen? Ich weiß, dass ich so reagieren würde.

Dann kam Santa Fe, Texas, wo der Schütze zur großen Schande meiner Familie Dimitrios Pagourtzis hieß.

Wir fühlten uns, wie sich vermutlich die Amerikaner koreanischer Abstammung nach der Schießerei an der Virginia Tech fühlten.

»Oh nein«, sagten wir. »Er ist einer von uns!«

Glücklicherweise sah der Vizegouverneur des Staates die Schuld eher bei der Anzahl der Ein- und Ausgänge des Gebäudes als bei den Griechen. »An der Schule, an der ich unterrichtet habe, gibt es jetzt Übungen, wie man sich im Fall eines Amoklaufs verhalten soll«, erzählte mir Lisa. »Die Schüler – meine waren Drittklässler – lernen, das Licht zu löschen und sich in dunkle Ecken zu verkriechen.« Sie seufzte. »Ich bin heilfroh, dass ich das nicht mehr miterleben muss.«

Als meine Schwester und ich klein waren, nahmen wir während der Kubakrise an Übungen im Fall eines Atombombenabwurfs teil. Man denkt jetzt vielleicht, unsere Lehrer hätten uns in Schutzbunker zwölf Stockwerke unter der Erde geführt, aber stattdessen wurden wir aufgefordert, uns

unter unsere Tische zu kauern. Was mochten wir gedacht haben, wenn wir mit den Händen über dem Kopf auf dem Boden knieten? Glaubten wir daran, die Bomben würden im schlimmsten Fall ein paar Ziegel vom Dach fegen, und wir würden später nach Hause gehen und alles so vorfinden wie am Morgen? Unsere Eltern, die Haustiere, vielleicht ein wenig Staub auf dem bereitstehenden Mittagessen?

Erschossen zu werden, ist für Kinder einfacher zu begreifen. Wenn man einen Fernseher im Haus hat, weiß man, was ein Gewehr ist und was mit Leuten passiert, die von Kugeln getroffen werden. Man mag vielleicht keine klare Vorstellung vom Tod haben – seiner Endgültigkeit und dass er nicht mit sich handeln lässt –, aber man weiß, dass er schlecht ist. Für uns hingegen – Lisa war damals in der zweiten und ich in der ersten Klasse – war die Atombombe bloß etwas Abstraktes. Wenn ich meine Schwester nach einer Schutzübung im Bus sah – im Kleid und mit Lackschuhen, die Haare ordentlich gekämmt und sehr viel eleganter, als sie es als Erwachsene je war –, fühlte ich mich nicht erleichtert, sondern vielmehr aufgeregt, so, wie es Kindern in dem Alter ergeht, wenn sie am Ende des Tages in die Welt entlassen werden. Oh, zu leben und frei zu sein.

## Väterchen Zeit

**A**m Abend vor der Feier zu seinem fünfundneunzigsten Geburtstag stürzte mein Vater, als er sich in der Küche herumdrehte. Meine Schwester Lisa und ihr Mann Bob kamen einige Stunden später vorbei, um seinen neuen Fernseher anzuschließen, und entdeckten ihn verstört und mit Schmerzen am Boden liegend. Nachdem sie ihn aufgerichtet hatten und er ein zweites Mal fiel, riefen sie einen Krankenwagen. Im Krankenhaus trafen sie mit unserer Schwester Gretchen und mit Amy zusammen, die zur Geburtstagsfeier, die nun abgesagt war, aus New York herübergeflogen war. »Es war wirklich seltsam«, sagte sie, als wir am nächsten Morgen miteinander telefonierten. »Dad dachte, Lisa sei Mom, und als der Arzt ihn fragte, wo er sich befinde, antwortete er: ›Syracuse‹ – dort, wo er zur Schule gegangen ist. Dann wurde er wütend und sagte: ›Sie stellen wirklich eine ganze Menge Fragen.‹ Als ob das nicht normal für einen Arzt wäre. Ich glaube, er hielt ihn für irgendeinen Typen, der sich mit ihm unterhielt.«

Zum Glück war er am folgenden Nachmittag wieder bei klarem Verstand. Das war für alle das Schlimmste gewesen – ihn so verwirrt zu sehen.

An dem Abend, als mein Vater stürzte, war ich in Princeton, New Jersey, gewesen, der vierten von achtzig Städten auf meiner Lesetour. An dem Morgen, als er vom Krankenhaus in ein Rehabilitationszentrum verlegt wurde, befand ich mich auf dem Weg nach Ann Arbor. Im Verlauf der kommenden Woche hatte er einige leichte Schlaganfälle von der Sorte, die die Leute selbst nicht einmal sofort bemerken. Einer beeinträchtigte sein peripheres Sehen, ein anderer sein Kurzzeitgedächtnis. Nach der Reha wollte er zurück nach Hause, aber zu diesem Zeitpunkt war es undenkbar, dass er weiterhin allein lebte.

Ich weiß nicht mehr genau, wo ich war, als mein Vater in ein Heim für betreutes Wohnen einzog. Die Einrichtung heißt Springmoor. Ich sah sie schließlich vier Monate nach seinem Sturz, als Hugh und ich nach North Carolina flogen. Es war Anfang August. Bei unserer Ankunft fanden wir ihn in einem Lehnssessel, aus dem Ohr floss ihm eine in meinen Augen erschreckende Menge Blut. Es sah unecht aus, wie Rote-Bete-Saft, der von einer Pflegerin weggetupft wurde. »Oh hallo«, sagte mein Vater leise mit müde klingender Stimme.

Ich dachte, er würde mich nicht erkennen, aber dann fügte er meinen Namen hinzu und streckte die Hand aus. »David.« Er sah über meine Schulter hinweg. »Hugh.« Irgendwer hatte seinen Kopf mit Mull umwickelt, und als er sich zurücklehnte, erinnerte er an die englische Dichterin Edith Sitwell, er sah äußerst bestimmend aus, beinahe gebietend. Seine Augenbrauen waren dünn und kaum zu erkennen. Ebenso die Wimpern. Ich vermute, sie hatten wie die Haare an Armen und Beinen das Angewachsenbleiben einfach sattgehabt.

